

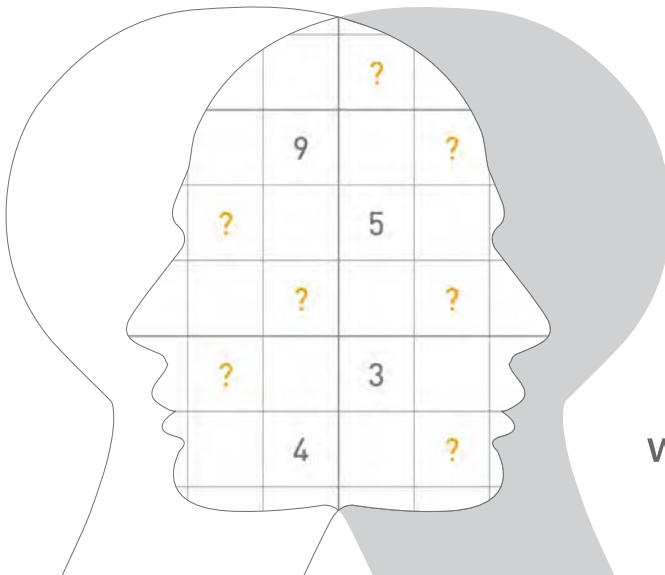
WIE GEHE

Renate Huber

ICH MIT VIELFALT

UM Eine Handlungsanleitung
nach dem Sudoku-Prinzip

?



WAXMANN

Wie gehe ich mit Vielfalt um?

Renate Huber

Wie gehe ich mit Vielfalt um?

Eine Handlungsanleitung
nach dem Sudoku-Prinzip



Waxmann 2013

Münster / New York / München / Berlin

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Interuniversitäres Kolleg für Gesundheit
und Entwicklung Graz/Schloss Seggau
www.inter-uni.net

ISBN 978-3-8309-7959-3

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2013

Postfach 8603, 48046 Münster

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Inna Ponomareva, Münster

Foto der Autorin: Marc Vincent

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Satz: Sven Solterbeck, Münster

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Prolog	9
Einige Vorbemerkungen oder doch ein Vorgespräch	11
Warum Sudoku?.....	12
Auswahl der Unterschiedlichkeiten	14
Standort bestimmen	18
Welche Kultur?.....	22
Neun Unterschiedlichkeiten – „Schubladen im Aktenschrank“ und „Edelsteine in der Schatzkammer“	29
Sprache	31
Religion	47
„Hautfarbe“	71
Nationalität/Ethnizität.....	91
Geschlecht.....	112
Generation	134
(Berufs-)Milieu/Lebenswelt	151
Sexuelle Orientierung	166
Individuellkollektiv	187
Was Ihnen als QuerdenkerIn in der Kommunikation weiterhilft	207
Motivierender Einstieg – Blick auf den bereits vorhandenen Kompetenzsockel	207
Gebrauchsanweisung des „Aktenschanks“.....	209
Kommunikationsbarrieren – Kommunikationsbrücken	214
Finger weg von Vor-Urteilen?	215
Zu weit weg – zu nah dran	217
Was sagen uns Irritationen?	219
Wo und wie funktioniert der Brückenbau?	221
Konflikt – nein danke?	223

Sudoku-Strategien	227
Basics	229
Perspektivenwechsel	235
Quer- und zusammendenken – systemisch denken.....	237
Lösungsorientierung	243
Es gibt keine dummen Fragen – aber manche sind zielführender als andere	244
Beobachten und zuhören	248
Nur entweder-oder?.....	251
<i>Trial and Error</i> – Planmäßige Improvisation und Erkenntniszugewinn	254
Einige Schlussbemerkungen und ein hoffnungsfroher Ausblick	259
Epilog	267
Dank	269

„Das gute Leben ist ein Akt der Gestaltung von Vielfalt.“

Konrad Hummel,
„Urbanes Leben zwischen Utopia und Babylon“,
Tage der Utopie 2011, St. Arbogast

Prolog

Sind Sie passionierte Sudoku-SpielerIn und können es kaum noch erwarten, bis die nächsten zwei Sudokus in der Zeitung auf Sie warten? Kaufen Sie sich gar auch noch Sudoku-Booklets oder frönen Sie ihrer Sudoku-Leidenschaft online? Dann ist dieses Buch genau das Richtige für Sie!

Oder sind Sie hingegen eher skeptisch und denken sich, ach, lassen Sie mich bloß mit all den Zahlen in Ruh', die machen mich sowieso nur verrückt? Zudem konnten Sie Mathematik noch nie leiden! Und außerdem – so fragen Sie – wie kann man denn nur so viel Zeit mit all diesen stupiden Zahlenreihen verbringen? Auch dann ist dieses Buch wie geschaffen für Sie!

Denn es geht hier nicht um Zahlen, es geht nicht um Mathematik. Nein, es geht hier schlicht und einfach um das Prinzip von Sudoku! Sudoku ist nichts anderes als eine Metapher. Es ist ein Bild, das uns mit größerer Leichtigkeit Orientierung im Umgang mit all den Unterschiedlichkeiten von Menschen gewinnen lässt und gleichzeitig Raum für die vorhandene Komplexität aufmacht. Davon gleich mehr.

Aber lassen Sie mich Ihnen noch ein paar weitere Fragen stellen, bevor Sie sich ins Schmökern in diesem Buch vertiefen!

Wenn Sie eine Bedienungsanleitung vor sich haben, wie soll diese gestaltet sein? Mögen Sie es, wenn die zentralen Dinge in klaren Worten übersichtlich dargestellt sind und die Programmführung so konzipiert ist, dass man mit großer Wahrscheinlichkeit intuitiv ohnehin genau das in der Situation Zielführende wählt? Oder bevorzugen Sie es, bei jedem Punkt die Ausnahme von der Ausnahme bis ins letzte Detail beschrieben zu haben, um nur ja keinen Fehler zu machen?

Wenn Sie nach einem Kochbuch kochen, mögen Sie es, dort inspirierende Bilder und Tipps für Variationsmöglichkeiten vorzufinden? Lieben Sie es, die Rezepte auch mal nach eigenem Gusto bzw. je nachdem, was Sie grad zu kaufen bekommen haben oder im Kühlschrank vorfinden, abzuändern und zu improvisieren? Oder wollen Sie ganz im Gegenteil eine haargenaue Anleitung mit allen Details bekommen, wie Sie dieses Gericht zu kochen

haben und sind einfach nur genervt, wenn Sie für Salz und Pfeffer keine exakten Mengenangaben vorfinden?

Wenn es darum geht, die Ursachen für bestimmte Problemlagen zu eruieren, können Sie sich dann auch mal darauf einlassen, dass eventuell mehrere Gründe zu einer bestimmten Situation geführt haben? Oder bevorzugen Sie ganz eindeutig monokausale Erklärungsansätze nach der Logik „wenn ... dann ...“?

Wenn Sie sich nun jeweils für die erste Antwort entschieden haben, werden Sie in diesem Buch mit Sicherheit für Sie brauchbare Anregungen und Impulse für vielfältigste Kommunikationssituationen finden. Sie sind also herzlich eingeladen weiterzulesen!

Wenn Sie hingegen deutlich zur jeweils zweiten Antwort tendieren, würde ich Ihnen an dieser Stelle raten, dieses Buch besser wieder wegzulegen, da Sie dann wohl nicht auf Ihre Kosten kommen werden.

Es sei denn, Sie hätten gerade entdeckt, dass der mehr spielerische und offenere Zugang zu den alltäglichen Dingen des Lebens größeres Wohlbefinden bei Ihnen auszulösen vermag und Sie sich nun voller Freude in vielleicht weniger vertrautes Terrain aufmachen wollen.

Denn – das mag man bedauern oder hinnehmen – der Umgang mit Vielfalt ist nicht in exakt messbare Größen und simple Checklisten zu packen. Er erfordert ein Sich-einlassen auf kleinere und größere Unwägbarkeiten, ein Bei-sich-bleiben genauso wie ein Mit-dem-Anderen-mitgehen. Und – so würde ich hinzufügen – eine ordentliche Portion Humor und ein Quäntchen Selbstironie stellen hier ohne Zweifel das sprichwörtliche „Salz in der Suppe“ dar.

Einige Vorbemerkungen oder doch ein Vorgespräch

Jedes Buch hat seine eigene Geschichte. Es entsteht nicht im luftleeren Raum. Die Idee zu diesem Handbuch ist wohl aus einer gewissen Unzufriedenheit mit dem vorhandenen Literaturangebot in Bezug auf die Gestaltung von Kommunikation über sogenannte „Kulturgrenzen“ hinweg entstanden.

Als Wissenschaftlerin blieben mir die teilweise stark vereinfachenden Zugänge etwa in Form von Checklisten in manchen Trainingshandbüchern im Umgang mit dem „Anderen“ doch relativ fremd – nach dem Motto, wenn Sie nach China oder nach Russland fahren, beachten Sie das und das und das und Sie werden keine Probleme haben. Deutlich zu gering erschien mir in dieser Reduzierung oft das mögliche Erkenntnispotential und zu groß die Gefahr einer weiteren Stereotypisierung im Umgang mit diesem „Anderen“, diesem „Fremden“.

Als Vermittlerin und Trainerin wiederum war mir klar, dass große Teile der vorhandenen hochspezialisierten sozial- und kulturwissenschaftlichen Literatur eben nicht dafür geeignet sind, auch ein breiteres Publikum über den engen Fachkreis hinaus gut erreichen zu können. Dafür schienen mir diese Darstellungen vielfach zu differenziert in der Argumentation und zu kompliziert in der Sprache zu sein.

Darüber hinaus basiert dieses Anderssein, die „kulturelle“ Verschiedenartigkeit von Menschen eben nicht nur auf einem einzigen Unterscheidungskriterium, sondern jede Person verfügt über eine Fülle an unterschiedlichen Zugehörigkeiten und Identitäten – nämlich neben der ethnischen bzw. nationalen Zugehörigkeit etwa auch über unterschiedliche Verortungen in Bezug auf das Geschlecht, auf Sprache bzw. Religion, auf Generation bzw. soziale Komponenten und anderes mehr.

Im Umgang mit dem „Anderen“, dem „Fremden“, haben wir es also einerseits mit einer ausgeprägten Vielschichtigkeit zu tun. Andererseits gibt es aber auch ganz klar das Bedürfnis nach überschaubarer Information, nach Hilfestellung im „unübersichtlichen Dschungel“ der Vielgestaltigkeit menschlicher Identitäten.

Was also tun? Wie damit umgehen? Welche Art von Impulsen und Anleitungen sind zur Unterstützung von Kommunikationsprozessen zwischen Angehörigen unterschiedlicher „Kulturen“ – und dies in einem durchaus breit gedachten Sinne gemeint – nützlich und zielführend? Kann man diesen Spagat überhaupt wagen und wirklich versuchen, diesen scheinbaren Widerspruch zwischen vorhandener Komplexität und eingeforderter Orientierung aufzulösen?

Warum Sudoku?

Manchmal verlaufen Erkenntnisprozesse auf ungeplanten Pfaden. Meine Leidenschaft fürs Sudoku-Lösen war eher zufällig, dann aber nachhaltig entflammt, nachdem ich für lange Zeit die Rätsel aus der Zeitung nur gesammelt und weitergegeben hatte.

Eines Tages fiel mir beim Einfüllen der Zahlen von 1 bis 9 auf, dass die Logik dahinter genau für den oben angesprochenen Widerspruch eine Brücke zu schlagen vermag. Denn einerseits sind die Zahlen noch absolut überschaubar, andererseits lassen sie sich in einer unheimlichen Variationsbreite immer wieder neu anordnen. Um genau zu sein, es gibt eine 22(!)-stellige Anzahl an Möglichkeiten, ein Standard-Sudoku zu entwerfen. Für Nicht-MathematikerInnen ist das also quasi schon unendlich. Oder nochmals anders formuliert, die einzelnen Identitäts-Bausteine kann man noch ohne weiteres abzählen. Ihre immer wieder neuen vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten lassen jedoch auch genügend Raum für eine differenzierte Analyse der jeweiligen Situation.

Zudem stellen diese Reihen, Spalten und Blöcke, die ohne Ausnahme die Bausteine von 1 bis 9 enthalten, eine wunderbare Metapher dafür dar, dass jede Einheit bzw. dass jeder Mensch immer auch all diese verschiedenen Identitäten in sich vereint. Sie werden einfach nur je nach Situation mehr oder weniger sichtbar und unterschiedlich wichtig. Denn in welcher Konstellation ich auf mein Gegenüber treffe und mit ihm bzw. ihr in Resonanz trete, ist durchaus von Bedeutung. Ganz prinzipiell kann man eben einen Menschen nicht nur in *einer* Ausformung von Identität denken. Nein, er verfügt immer über multiple Identitäten.

Noch eine weitere Erkenntnis unterstützt die Metapher von Sudoku. Der Lösungsprozess verläuft umso erfolgreicher, je öfter die Strategie und damit die Perspektive gewechselt wird. Oder nochmals umformuliert: wenn ich des Rätsels Lösung immer wieder von einer anderen Ecke her versuche, verläuft auch die Kommunikation mit meinem Gegenüber gewinnbringender, weil neue Perspektiven immer wieder neue Anknüpfungspunkte sichtbar werden lassen. Auf diese Strategien werde ich im zweiten Teil des Buches nochmals ausführlicher zurückkommen.

Lassen Sie mich an dieser Stelle jedoch noch ein paar Zeilen zur Entwicklungsgeschichte von Sudoku einfügen. *Sūdoku* kommt aus dem Japanischen und ist die Kurzbezeichnung für *Sūji wa dokushin ni kagiru*, was wörtlich übersetzt so viel wie „die Zahl kann nur einmal vorkommen“ bzw. „eine Zahl bleibt immer allein“ heißt. Populär wurden die Rätsel ab Mitte der 1980er Jahre, als die japanische Zeitschrift *Nikoli* sie regelmäßig abdruckte.

Die Vorgeschichte reicht weit zurück und ist quasi weltumspannend. Schon aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend gibt es Hinweise auf die Existenz solch magischer Quadrate in China. Im ausgehenden Mittelalter beschäftigte sich der Gelehrte Manuel Moschopoulos im byzantinischen Konstantinopel mit den Regeln zu deren Konstruktion, an der Wende zur Neuzeit auch Cornelius Agrippa von Nettesheim im heutigen Nordrhein-Westfalen.

Bereits im 18. Jahrhundert wurden diese magischen Quadrate auch als Rätselspiel konzipiert. Der Mathematiker Leonhard Euler aus Basel, der auch in St. Petersburg und Berlin forschte, erfand um 1750 die sogenannten *carrés latins*. Diese lateinischen Quadrate waren jedoch noch nicht in Unterquadrate unterteilt. Mehr als ein Jahrhundert später, am Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurden diese unter dem Namen *carré magique diabolique* regelmäßig in französischen Zeitungen abgedruckt, sie setzten sich allerdings nicht dauerhaft durch.

Unter dem Namen *Number Place* publizierte 1979 der Amerikaner Howard Garns in einer Rätselzeitschrift anonym Sudokus in der heute gebräuchlichen Form, nämlich mit den Unterteilungen in Blöcke. Die ersten dieser Zahlenrätsel wurden demnach zwar in den USA veröffentlicht, aber den Durchbruch erlebten sie erst in Japan ab den 1980er Jahren. Dann dauerte

es wiederum eine Weile, bis sie den Weg zu uns zurück fanden. Laut Wikipedia lernte der Neuseeländer Wayne Gould Sudoku auf einer Japanreise kennen, brauchte dann jedoch einige Jahre für die Softwareentwicklung zur Erzeugung von neuen Sudokus. Diese Software bot er der *Times* in London an, welche die ersten Rätsel publizierte und damit einen Sudoku-Boom auch in der westlichen Welt auslöste. Seit Mitte der 2000er Jahre werden auch in deutschsprachigen Tageszeitungen regelmäßig Sudokus abgedruckt. In Schweden wurde Sudoku 2005 sogar zum Wort des Jahres gewählt.










Das Sudoku-Prinzip lässt sich nun weit über den Rahmen des gleichzeitig spielerischen und trotzdem logischen Gesetzen folgenden Einfüllens von 1 bis 9 hinaus kreativ und erfolgreich anwenden. Es steht als Metapher für die Fähigkeit, sich trotz der bestehenden und auch nicht aufzulösenden Komplexität in der jeweiligen Kommunikationssituation zurechtfinden zu können. Denn über das Zusammensetzen einer noch überschaubaren Anzahl von Mosaiksteinchen, was denn unser Gegenüber alles ausmachen könnte, lässt sich bereits eine Ahnung seines oder ihres Gesamtbildes entwickeln. Oder anders und durchaus überspitzt formuliert, wenn sich uns mehrere mögliche „Identitätskanäle“ zeigen, können wir leichter auf einen anderen wechseln, wenn der erste quasi „verstopft“ und damit nicht zugänglich ist. Denn Sie wissen sicher auch aus eigener Erfahrung, um wie viel leichter sich die eigenen Türen öffnen, wenn man sich von der GesprächspartnerIn als gesamtes Wesen „erkennt“ und in der eigenen Vielschichtigkeit angenommen fühlt.

Auswahl der Unterschiedlichkeiten

Der Metapher von Sudoku folgend habe ich mich entschieden, in diesem Handbuch genau neun Unterschiedlichkeiten im Detail darzustellen. Ich bin mir dabei bewusst, dass es sich um eine vollkommen willkürliche Zahl handelt. Aber ich gehe davon aus, dass es sich bei der Kommunikationskompetenz wie bei der Fremdsprachenkompetenz verhält: Man muss nicht jedes Wort verstehen, um trotzdem den Sinn zu begreifen. Es ist damit wohl genauso wenig notwendig, dass wir jede Facette der Persönlichkeit unseres Gegenübers kennen, um trotzdem eine gedeihliche und fruchtbringende Kommunikation mit ihr oder ihm führen zu können.

Dennoch stellt sich nun die Frage, welche der möglichen Unterschiedlichkeiten in den Vordergrund gerückt werden sollen. Welche bieten sich besonders an? Ich habe mich hier sowohl von den wiederkehrenden Diskursen und gesellschaftspolitischen Diskussionen in der Wissenschaft und in der Migrations- und Integrationsdebatte als auch von den Ansätzen des *diversity management* leiten lassen.

Der Metapher von Sudoku folgend habe ich nun die neun „Schubladen“ mit folgenden Beschriftungen versehen:

 Sprache	 Religion	 „Hautfarbe“
 Nationalität/ Ethnizität	 Gender/ Geschlecht	 Generation
 (Berufs-) Milieu/ Lebenswelt	 Sexuelle Orientierung	 Individuell- Kollektiv

Eine der „klassischen“ Kategorien sowohl aus der Integrations- und Inklusionsdebatte als auch des *diversity management* fehlt hier: Es geht um das Spannungsfeld Gesundheit/ Krankheit mit dem speziellen Blick auf zumeist chronische und irreversible gesundheitliche Beeinträchtigungen physischer und/ oder psychischer Natur. Lange Zeit unter dem Schlagwort „Behinderung“ subsumiert, spricht man nun zunehmend von „Menschen mit besonderen Bedürfnissen“.

Ich habe mich aus verschiedenen Gründen gegen die Aufnahme dieser Kategorie entschieden, weil sie in ihrer Qualität in mehrerlei Hinsicht von den anderen abweicht.

So lassen sich etwa all die oben genannten Unterschiede relativ leicht mit dem Statement „*So what?*“ kommentieren, nicht zuletzt deshalb, weil die Verhältnisse auf der realen Ebene änderbar sind bzw. sich auch diskursiv verändern lassen würden. Beispielsweise kann der soziale Status durch mehr Bildung oder durch zusätzliche finanzielle Ressourcen verbessert werden. Man kann eine neue Sprache lernen, eine Religion hinter sich lassen und sich einer anderen zuwenden, ohne natürlich die ursprünglichen Prägungen ganz abzuschütteln. Die Alterspositionierung ändert sich im Laufe eines Lebens quasi automatisch. Genauso ist die Sichtweise, wie die ethnische, nationale als auch die Geschlechterzugehörigkeit, die Hautfarbe ebenso wie die sexuelle Orientierung eines Menschen von der Umwelt bewertet werden, sehr stark diskursabhängig. Über die Beeinflussung der Diskurse würden sich damit wohl auch die Realitäten ändern.

Dies trifft natürlich teilweise auch auf Menschen mit besonderen Bedürfnissen zu. Die Schaffung behindertengerechter Lebensumwelten und eine ganz selbstverständliche und uneingeschränkte Teilhabemöglichkeit dieser Menschen am gesellschaftlichen Leben, also ihre Inklusion, führen natürlich ebenso zu einem entsprechenden Wandel. Auch die rasanten Entwicklungen in der Medizin begünstigen heute mehr denn je die Aussicht auf mögliche positive Veränderungen im Hinblick auf den Grad der Beeinträchtigung. Dennoch wäre es wohl überaus anmaßend, auch hier die Situation ganz generell einfach mit „*So what?*“, mit „*Na und?*“ zu kommentieren. Das mag möglicherweise bei marginaleren Einschränkungen insbesondere aus der Innenperspektive, vielleicht sogar auch noch aus der Außenperspektive ohne weiteres akzeptabel sein. Je mehr Menschen jedoch gerade vor dem Hintergrund einer extrem individualistisch ausgerichteten Gesellschaft auf kontinuierliche Unterstützungsleistungen anderer angewiesen und in ihrer persönlichen Bewegungs- und Handlungsfreiheit eingeschränkt sind, umso zweifelhafter und anfechtbarer wird wohl die generelle Anwendung dieses lapidaren Statements.

Lassen Sie es mich hier nochmals anders formulieren: Kein anderes der oben angeführten Kriterien ist so stark an Defiziten orientiert wie dieses. Schon die verwendeten Begrifflichkeiten – „Behinderung“, „krank sein“,

„Einschränkung“, ja selbst die Formulierung „Menschen mit besonderen Bedürfnissen“ – deuten darauf hin, dass wohl etwas fehlen muss bzw. dass es eben einen Mangel gibt, der ausgeglichen werden soll. In diesem Feld ist – wenn wir von gut funktionierenden Gesellschaften ausgehen – wohl ganz prinzipiell eine höhere Unterstützungsleistung notwendig als anderswo, denn ohne Zweifel sind hier zusätzliche Erfordernisse und Abhängigkeiten vorhanden. Es ist in diesem Bereich also durchaus schwieriger, nicht problem- und defizitorientiert, sondern stärker lösungs- und damit ressourcenorientiert zu denken und zu handeln.

In einem weiteren Punkt unterscheidet sich die Qualität dieser Kategorie. Menschen mit besonderen Bedürfnissen sind nicht selten darauf angewiesen, entweder institutionell oder von einem persönlichen Assistenten, einer persönlichen Assistentin betreut zu werden. Dadurch ist die Kommunikationssituation bereits von vornherein in der einen oder anderen Weise in einem Dreiecksverhältnis angelegt. Dies hätte eine deutlich komplexere Ausgangslage zur Folge: Neben den zumindest drei Perspektiven, die berücksichtigt werden müssten, ist eben auch die Beziehung innerhalb einer solchen Assistenzsituation eine besondere, in der etwa in Bezug auf Privatsphäre und Abhängigkeit andere Rahmenbedingungen gelten als sonst.

Wenn nun hingegen nicht nur ausschließlich die chronischen und irreversiblen gesundheitlichen Beeinträchtigungen in den Fokus rücken, welche mit dem Begriff der „Behinderung“ zumeist gemeint sind, sondern sich der Blick auch in Richtung temporärer Erkrankungen, wieder verheilender Unfallverletzungen und altersbedingter körperlicher Abnützungsercheinungen in den verschiedensten Ausprägungen ausweitet, wird eine überaus große mögliche Schwankungsbreite in diesem Gefüge sichtbar. In Bezug auf dieses gesamte Spektrum zwischen Gesundheit und Krankheit sind Menschen in ihrem Leben also deutlich stärkeren Veränderungen unterworfen als dies etwa in ihrer nationalen, sprachlichen oder religiösen Identität oder ihrer Geschlechteridentität der Fall ist. Somit lässt sich hier auch kaum allgemein gültig festmachen, wie diese sich laufend verändernden Erfahrungen zum eigenen Körper und zur eigenen Psyche sich konkret in den Identitätsentwürfen der Menschen zeigen. Außerdem würde der Zugang in dieser thematischen Bandbreite den Rahmen dieser Arbeit

bei weitem sprengen. Ich habe mich daher entschieden, diese Kategorie nicht als eine der neun Unterschiedlichkeiten aufzunehmen.

Natürlich gibt es noch weitere Kategorien – beispielsweise ob jemand Kinder oder Geschwister hat oder nicht bzw. der Familienstand eines Menschen, aber auch Persönlichkeitsmerkmale, etwa wie jemand mit anderen kommuniziert etc. –, die hier nicht berücksichtigt werden. Andere Formen von Unterschiedlichkeiten – etwa den Bildungshintergrund oder die Unterschiede zwischen Stadt und Land – habe ich sozusagen in verwandte Kategorien mit eingebettet. Mein Anspruch ist also keinesfalls der auf Vollständigkeit bzw. auf eine umfassende Darstellung aller möglichen Unterschiedlichkeiten.

Das ist auch gar nicht nötig, um mit Diversität und Differenz produktiv umgehen zu können. Denn die grundsätzlichen Erkenntnisse und Auseinandersetzungen mit dem Anderssein sind meiner Erfahrung nach bis zu einem gewissen Grad durchaus übertragbar. Dieses Know How muss also nicht auf jeder Ebene einzeln erworben werden. Je mehr Dimensionen auf der bewussten Ebene offen stehen, desto relativ einfacher gestaltet sich jedoch ganz prinzipiell der Zugang zum „Anderen“.

Standort bestimmen

Haben Sie sich schon mal überlegt, wie Sie das Wörtchen „unbekannt“ definieren würden? Ist es möglicherweise das „Fremde“ oder vielleicht das „Unbeachtete“ und das „Unentdeckte“, etwas, das wir eben (noch) nicht kennen? Was ist das, was Ihnen *un*-bekannt ist? Können Sie das genauer beschreiben? Eher schwierig? Und wenn ich Sie nun frage, was ist für Sie das „Bekannte“? Können Sie da konkrete Dinge benennen?

Lassen Sie es mich nochmals anders versuchen: Was bedeutet für Sie „anders“? Können Sie das für sich stehend beantworten? Oder ist es vielmehr notwendig, einen Bezug herzustellen? Worauf würden Sie sich denn beziehen?

Wenn man sich mit dem „Anderen“, dem „Fremden“ auseinandersetzt, führt also kein Weg daran vorbei, sich auf das „Eigene“, auf das, was uns vertraut und bekannt ist, zu beziehen. Oft passiert dies unbewusst. Wir

nehmen dann von dem Wertesystem, in dem wir sozialisiert wurden und das uns seit unserer frühesten Kindheit geprägt hat, an, dass es das allgemeingültige sei. Wir haben die Welt in einer bestimmten Art und Weise kennengelernt – mal mit mehr Blick auf die mögliche Variationsbreite, mal mit weniger. Immer bestimmt jedoch unser eigener Standort diesen Blickwinkel mit. Wir sehen also immer mit unseren eigenen Augen. Unsere Wahrnehmung ist somit an unser „Ich“ und unser „Wir“ gebunden.

Deshalb ist es unumgänglich, sich auch mit den eigenen Erfahrungen und Prägungen, mit der eigenen Geschichte und der eigenen Biografie auseinanderzusetzen. Woher kommen wir? Was sind die zentralen Werte, die man uns mitgegeben hat? Welche Erlebnisse und Erkenntnisse sind essentiell in unserem Leben? Wohin wollen wir?

Diese Beschäftigung mit dem „Eigenen“ ist – so paradox es klingen mag – gerade auch deshalb notwendig, um weniger Gefahr zu laufen, einem ethnozentrischen Weltblick aufzusitzen. Mit anderen Worten, wenn wir ein Bewusstsein für unsere eigene Gewordenheit haben, sind wir anderen gegenüber in der Regel weit weniger voreingenommen und selbstbezogen. Wir können sozusagen aus einer Metaperspektive heraus erkennen, welche gesellschaftlich vermittelten Werte und Haltungen uns mit zu dem gemacht haben, was wir jetzt sind. Eine gewisse Konstruiertheit der eigenen „Kultur“ wird damit sichtbar. Diese Erkenntnis wiederum hilft, auch das „Andere“ als eine so gewordene Kultur zu verstehen. Das verringert deutlich die Tendenz, dieses „Andere“ be-, vielleicht sogar abwerten zu müssen und sich selbst als überlegen zu positionieren.

Als eine der ersten Unterscheidungskriterien tauchen in den aktuellen Diskursen sehr oft die nationale bzw. die ethnische Zugehörigkeit auf, seit den ausgehenden 1990er Jahren auch immer mehr die religiöse. Nicht selten wird sozusagen das ganz und gar „Fremde“ in Abgrenzung zum „eigenen“ christlichen Abendland konstruiert – nämlich etwa als Orient, oft als muslimische Welt, als außerhalb der westlichen Welt stehend, als Süden und Osten oder eben auch als sozusagen nicht dem europäischen Wertesystem verpflichtet. Vor diesem Hintergrund macht es also durchaus Sinn, die europäische ideengeschichtliche Entwicklung mit in den Fokus zu nehmen und gleichzeitig immer wieder auf die große Vielfalt innerhalb dieser „eigenen“ europäischen Welt hinzuweisen.

Allerdings greift dieser reduzierte Zugang natürlich bei weitem zu kurz. Wie viel „Anderes“, wie viel irgendwie „Un-bekanntes“, wie viel vielleicht etwas weniger „Fremdes“ bestimmt weit darüber hinaus unser tägliches Leben? Und was das ist, hat wiederum sehr stark mit unserer eigenen Verortung zu tun.

Also ist auch meine Perspektive als Autorin davon beeinflusst, wie ich selbst sozialisiert wurde und wer ich bin. Ich könnte hier also festhalten, dass mein Blick unter anderem der einer Frau ist, welcher sich in mancherlei Hinsicht von jenem eines Mannes unterscheiden wird.

Darüber hinaus bin ich Angehörige einer bestimmten Generation: Ich wurde am Ende der 1960er Jahre geboren, als sich diese „westliche“ Welt gerade wieder mitten im Umbruch befand – „1968er Revolution“, „Pillenknick“, erster Mensch auf dem Mond, Beginn der Konsumgesellschaft, gesellschafts- und bildungspolitische Aufbruchstimmung und das Ende des „Wirtschaftswunders“, um nur einige Schlagworte zu nennen. Meine Jugend bestimmte der Zeitgeist der 1980er Jahre.

Ich bin als österreichische Staatsbürgerin nahe der Grenze zu Deutschland, der Schweiz und Lichtenstein im Vorarlberger Rheintal aufgewachsen. Die nationalstaatlichen Grenzen zu meinen beiden zeitweiligen späteren Wahlheimaten Frankreich und Italien liegen davon auch nicht allzu weit entfernt. Während ich in Frankreich mehrere monolinguale, also einsprachige, quasi monokulturelle Umfelder kennen gelernt habe, erlebte ich am European University Institute im italienischen Florenz eine internationale, multilinguale und multikulturelle *community*.

Meine beruflichen Erfahrungen habe ich in vielen Feldern gesammelt. Am meisten in der Wissenschaft, der Vermittlung und der Begleitung von Menschen, dazu kommen auch noch die Finanzdienstleistung und sozusagen ein Hineinschnuppern in die Bereiche Industrie und Tourismus. Organisatorisch gesehen spannt sich der Bogen von der Privatwirtschaft über den öffentlichen Dienst bis hin zur Selbständigkeit.

Nun ließe sich die Liste meiner Prägungen noch weiter fortführen. Sie werden manche davon jedoch ohnehin in persönliche Geschichten verpackt in diesem Buch vorfinden. Diese Geschichten sollen einerseits meinen Zugang offenlegen und meine eigenen Positionierungen immer

wieder hinterfragen. Andererseits sollen sie Sie selbst dazu animieren, Ihre eigenen Erinnerungen und Erfahrungen bewusst zu reflektieren und Ihre je eigene Verortung explizit mitzudenken

Als (Zeit-)Historikerin habe ich gelernt, dass sich manche grundlegenden politischen, aber auch wirtschaftlichen, gesellschaftspolitischen und sozialen Veränderungen in relativ überschaubaren Zeithorizonten zeigen und materialisieren können.

Konkret ausgedrückt mögen uns heute etwa die Berichte der Kriegsgeneration über Not, Mangel und Zerstörung durchaus befremdlich vorkommen. Genauso merkwürdig mag uns die Gegenreaktion der auf absolut „heile“ Welt getrimmten 1950er und 60er Jahre erscheinen. Manche „Modetorheiten“ der 1970er Jahre, die auch Spiegel einer neuen Freizügigkeit und Vielfältigkeit waren, belustigen uns vielleicht. Die damals noch utopische Vorstellung, dass eines Tages eine Welt abseits der Logik des sogenannten „Kalten Krieges“ im Ost-West-Konflikt entstehen könnte, ist heute bereits nicht mehr hinterfragte Realität.

Aber auch ganz banal der Gedanke an einen Computer aus den 1980er Jahren entlockt uns wohl nur mehr ein Schmunzeln oder Kopfschütteln und wohl ebenso das Bild der in den 1990er Jahren auftauchenden Handys bzw. die Erinnerungen an unsere ersten Internet-Gehversuche.

Dem Umgang mit dem „Vergangenen“, dem „Historischen“ oder gar DER Geschichte liegt somit quasi immer auch eine Differenz Erfahrung zugrunde. Da sich diese Veränderungen jedoch selten vollkommen abrupt, sondern in den überwiegenden Fällen eher kontinuierlich vollziehen, scheint dieses „Andere“, um nicht zu sagen dieses „Fremde“ in der Zeit gewöhnlich weniger bedrohlich zu sein. Hingegen ist der Umgang mit dem, was wir im Hier und Jetzt – also nicht auf der Zeit-, sondern in der Raumebene – als das „Andere“, das „Fremde“ wahrnehmen, in der Regel mit deutlich mehr Schwierigkeiten und Unwägbarkeiten behaftet.

Es gibt daher also mindestens zwei gute Gründe, hier auch die historischen Entwicklungen hinzuzunehmen. Zum einen eröffnen sie uns einen besseren Zugang zu unserer Herkunft, zu unserer eigenen Verortung. Zum anderen richtet sich der Blick darauf, dass irgendwann in der Vergangenheit eben nichts schon immer so war, wie es jetzt gerade ist, und sich all

das in Zukunft auch wieder ändern wird. Wenn man nun aber weiß, dass die Dinge ganz prinzipiell in Bewegung sind, eröffnet das auch im Hier und Jetzt mehr Handlungsoptionen. Oder anders formuliert, in der historischen Distanz können wir gesellschaftliche Prozesse zumeist relativ unvoreingenommen, neutral und gelassen analysieren. Wenn es uns gelingt, diese Haltung nicht nur im Umgang mit dem vergangenen, sondern auch mit dem gegenwärtigen „Anderen“ anzuwenden, haben wir zusätzlichen Handlungsspielraum gewonnen.

Lassen Sie mich an dieser Stelle nochmals auf meine professionellen Prägungen zurückkommen und damit auch etwas Grundsätzliches zum Format dieses Buches sagen. Meine langjährige Arbeit sowohl als Wissenschaftlerin als auch als Vermittlerin und Trainerin stürzte mich beim Schreiben dieses Buches in ein nicht ganz zu lösendes Dilemma. In meiner wissenschaftlichen Haut bin ich darauf trainiert, die eigenen Gedankengänge und Erkenntnisse nachvollziehbar zu machen, indem ich in einem detaillierten Anmerkungsapparat auf die verwendete Literatur und die zugrunde liegenden Quellen hinweise. Es ist zudem üblich, all die diversen Facetten des wissenschaftlichen Diskurses mit zu reflektieren und zu diskutieren. Diese Vorgehensweise wird abseits der Wissenschaft allerdings als unübersichtlich und kompliziert, als für den Lesefluss und das Verständnis des Textes hinderlich wahrgenommen.

Der besseren Lesbarkeit halber habe ich mich als Wissenschaftlerin also schweren Herzens dazu entschieden, auf Fußnoten zu verzichten und eben nur allgemein am Ende der Kapitel auf die verwendete Literatur zu verweisen. Als Vermittlerin wuchs hingegen meine Freude, eine erzählende und leichtfüßigere Sprache verwenden zu können, als dies in der Wissenschaft üblich ist.

Welche Kultur?

Schon auf den wenigen Seiten bis hierher ist Ihnen der Begriff „Kultur“ bereits einige Male untergekommen. Bei diesem Handbuch handelt es sich – wie bereits erwähnt – um ein Hilfsmittel zur produktiven und kreativen Gestaltung von Kommunikation über sogenannte „Kulturgrenzen“ hinweg, die ich hier bewusst weit fassen möchte. Es geht darum, mit der „kul-

turellen“ Verschiedenartigkeit von Menschen auf den unterschiedlichsten Ebenen von Zugehörigkeit und Identität ertragreich umgehen zu können.

Aber was versteht man denn nun konkret unter diesem Schlagwort „Kultur“? Wie kann man „Kultur“ definieren?

Zahlreiche Menschen haben sich mit dieser Frage im Verlaufe der Geschichte auseinandergesetzt, tun dies nach wie vor und werden auch in Zukunft nicht aufhören, darüber zu diskutieren und nachzudenken. Dieses Konzept ist sozusagen ein großes – es war und ist sehr wandelbar und lässt mehrere Definitionsmöglichkeiten zu bzw. es wird um diese Definitionen durchaus auch heftig gestritten.

Es würde daher zu weit führen, dieses Konzept hier umfassend einzubetten. Mir ist es jedoch ein Anliegen, das enorme Spektrum an Bedeutungen eines im Alltag oft relativ achtlos verwendeten Begriffs durch ein paar grundsätzliche Denkanstöße wieder auf breiterer Ebene zugänglich zu machen. Dies geschieht nicht um einer akademischen Auseinandersetzung willen, sondern mit dem Ziel, über ein höheres Bewusstsein um die vielfältigen Denkfacetten von „Kultur“ ein größeres Set an Handlungsoptionen sichtbar zu machen.

Lassen Sie uns hier mit der Tatsache starten, dass der Begriff „Kultur“ im Deutschen anders verwendet wird als etwa im Englischen oder in den romanischen Sprachen. Üblicherweise würde man dort wohl eher die Frage nach den Erscheinungsformen von *civilisation* und nicht unbedingt von *culture* stellen. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde auch Letzteres gebräuchlich. Aber anders als im Deutschen wird in diesen Sprachen zwischen diesen Begriffen kein Gegensatz wahrgenommen. Man könnte auch sagen, „Zivilisation“ kann verglichen etwa mit dem englischen oder französischen Pendant nur sehr eingeschränkt, „Kultur“ hingegen noch umfassender als *culture* eingesetzt werden.

An dieser Stelle lohnt es sich daher, einen Blick auf die Etymologie, auf die Bedeutungsgeschichte beider Wörter zu werfen.

„Kultur“ geht auf lateinisch *cultura* übersetzt als „Bearbeitung, Pflege, Ackerbau“ zurück und steht in engem Zusammenhang mit dem lateinischen Verb *colere* in der Bedeutung „wohnen, pflegen, den Acker bestel-

len“. Im weitesten Sinne handelt es sich also um all das, was der Mensch im Gegensatz zur nicht veränderten Natur selbst gestaltend hervorbringt.

„Zivilisation“ hat seine Wurzeln im lateinischen *civis* in der Bedeutung von „Bürger“, als die ursprünglich nur die Stadtbewohner Roms bezeichnet wurden. Dieser Bürger ist die Gegenkonstruktion zum Barbar, ein Terminus, der schon im antiken Griechenland für jemanden verwendet wurde, der nicht ausreichend griechisch sprechen konnte, der also nicht zur eigenen Gemeinschaft dazugehörte. Zurück zum Lateinischen: Im verwandten Begriff der *civitas*, worunter Städte und Stadtstaaten gemeint sind, lässt sich ein zentrales Merkmal von Zivilisationen erkennen – nämlich ihre Fähigkeit, Stadtsysteme und all das, was dazugehört, zu schaffen. Auch hier geht es also darum, was Menschen hervorbringen. Der Fokus liegt jedoch – so scheint es zumindest – stärker auf der Perspektive, was Menschen in der Gemeinschaft erschaffen und weniger auf dem Aspekt des Kultivierens, um die Vorgaben der Natur zu überwinden.

Nun lässt sich diese vom englischen und romanischen Sprachgebrauch abweichende Verwendung der beiden Begriffe im deutschen Sprachraum wohl relativ leicht mit den historischen Gegebenheiten begründen.

So wurden sowohl in Großbritannien als auch in Frankreich die Bürgerrechte relativ früh ausgebaut, während diese Entwicklung in Mitteleuropa erst später erfolgte. Dem französischen Konzept der auf der *Staats-Bürger-schaft* basierenden Staatsnation wurde im deutschsprachigen Raum jenes der Kulturnation entgegengesetzt. Nicht die *Staats-BürgerInnen* als das Volk und damit TrägerInnen des Staates standen im Mittelpunkt, sondern die bürgerliche Kultur und deren Manifestationen in Form von Sprache, Geschichte, aber etwa auch der bildenden Künste.

Zudem waren Großbritannien und Frankreich sowie etwa auch Spanien, Portugal, die Niederlande und Belgien deutlich stärker als Kolonialmächte engagiert. Sie argumentierten vor diesem Hintergrund ganz selbstverständlich damit, ihre „Zivilisation“, und damit wohl auch ihre (Verwaltungs-)Strukturen, in die kolonialisierten Gebiete zu bringen. Die „unzivilisierten“ Völker sollten also sozusagen von der „Barbarei“ befreit werden. In den deutschsprachigen Ländern Mitteleuropas mit marginalem Zugang zu den Weltmeeren und damit eingeschränkten Möglichkeiten, sich an der Kolonialisierung zu beteiligen, konnten diese Praktiken wiederum

als Vermischung der „Kulturen“ bzw. als Bedrohung der „eigenen“ Kultur angeprangert werden.

Um die unterschiedliche Verwendung der beiden Begriffe nochmals plastisch darzustellen, sei hier darauf verwiesen, dass etwa die umstrittene These des amerikanischen Politikwissenschaftlers Samuel P. Huntington in seinem Buch „*Clash of civilizations*“ aus den 1990er Jahren mit „Kampf der Kulturen“ und nicht etwa wortwörtlich mit „Aufeinanderprallen der Zivilisationen“ übersetzt wurde.

Ich finde aber noch einen weiteren Punkt im Vergleich von „Kultur“ und „Zivilisation“ überaus spannend – nämlich die Verwendung der jeweiligen Suffixe. Während die Nachsilbe „-ur“ im Sinne eines Resultats, eines Konzepts, einer Institution oder Einrichtung verwendet wird, bezeichnen Wörter, die auf „-ion“ enden, eine Handlung in ihrem Verlauf. Anders und überspitzt formuliert: *civilisation*/ „Zivilisation“ verweist somit auf einen Vorgang bzw. eine Entwicklung ohne expliziten Anfang noch Ende. Hingegen symbolisiert *culture*/ „Kultur“ in dieser Deutung wohl eher einen Zustand, eine gewisse Beschaffenheit oder Verfasstheit.

Letzteres entspricht durchaus dem klassisch-ethnologischen Kulturbegriff. Als sich Ende des 19. Jahrhunderts die Ethnologie – auch Völkerkunde oder *cultural anthropology* genannt – als Teil der Sozial- und Kulturwissenschaften etablierte, konzentrierte sie sich auf die Erforschung der „Anderen“. Die außereuropäischen, „vormodernen“ Gesellschaften, also die fremden „Kulturen“, standen im Mittelpunkt ihres Interesses. Diese zeichneten sich nach damaliger Sichtweise durch Abgeschlossenheit, Stabilität, Homogenität und Kohärenz aus. Die Ethnologie arbeitete somit quasi in Arbeitsteilung zur Soziologie, die sich qua Definition mit dem sozialen Verhalten und dem Zusammenleben der Menschen der westlichen Moderne befasste. Während in der Ethnologie zumeist im Plural von DEN Kulturen – also den „anderen“, unbekanntem und vielfältigen – gesprochen wurde, beschäftigte sich die Soziologie vorwiegend mit DER Gesellschaft – nämlich sozusagen mit „unserer“ eigenen westlichen Welt.

Analog dazu wird der Begriff „Kultur“ im Singular zumeist in einer deutlich engeren und eingeschränkteren Bedeutung verwendet. Lange galt er (und gilt er vielleicht auch bis heute) als Synonym für „Hochkultur“, nämlich verstanden als Summe jener als besonders wertvoll akzeptierten

Kulturleistungen der tonangebenden Eliten wie etwa klassische Musik oder Theater und anderes mehr.

Mit der gesellschaftlichen Modernisierung im Laufe des 20. Jahrhunderts und dem zunehmenden Massenkonsum veränderte sich oder – man könnte auch sagen – demokratisierte sich der Zugang zur „Kultur“. Gerade in den *Cultural Studies*, aber auch in der Soziologie etablierte sich in Anlehnung an den lateinischen Terminus *populus* in der Bedeutung von „Volk“ der Begriff der „Populärkultur“, im Szenejargon auch „Popkultur“ genannt. Dieser Ausdruck ersetzte auf allgemeinerer und neutralerer Ebene die ältere Bezeichnung der „Volkskultur“. Die „Populärkultur“ etwa in Form von Sport, Massenmedien, Popmusik und Trivilliteratur mit volkstümlichem oder auch proletarischem Charakter unterscheidet sich somit von der „Hochkultur“. Sie kann sich als Subkultur im Kontrast zum Vorherrschenden zeigen und sich – in Mode gekommen – auch zum Mainstream weiterentwickeln.

Diese gesellschaftlichen Veränderungsprozesse seit dem 20. Jahrhundert haben zu Aufweichungen vorher üblicher Grenzziehungen geführt. So sind der Ethnologie zumindest ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre scheinbar abgeschlossenen „Völker“ abhanden gekommen, weil deren Mitglieder sich inzwischen ebenso an weltweiten Migrationsprozessen beteiligen. Auch der Soziologie ist die scheinbare Homogenität der Gesellschaft innerhalb nationalstaatlicher Grenzen verloren gegangen. Etwa weiterhin von DER Gesellschaft zu sprechen, führt weit an der gesellschaftlichen Realität vorbei, welche einerseits durch Individualisierung, andererseits durch Hybridisierung, nämlich durch immer wieder auftretende kulturelle Überschneidungen, geprägt ist.

Kultur also nicht als unveränderbaren Zustand zu entwerfen, sondern sie gemäß der englischen und romanischen Sprachtradition mehr als *civilisation*, nämlich als einen fortlaufenden Entwicklungsprozess ohne Anfang und Ende, zu denken, fördert das Bewusstsein für deren Veränderbarkeit und Anpassungsfähigkeit.

Darüber hinaus ist Kultur – wie Dietmar Treichel im „Lehrbuch Kultur“ beschreibt – „immer eine Sache der Wahrnehmung von Menschen in einer Gemeinschaft“, bei welcher es sich eben nicht um ein objektives und reales Abbild der Welt handle, sondern vielmehr eine erst durch Selektion,

Interpretation und Konstruktion entstandene Wirklichkeit sei. Treichel vergleicht Kultur auch mit einer *black box*, welche aus der jeweiligen Perspektive mit dem je eigenen Licht gefüllt wird. Kultur stellt also ein Handlungsnetz dar – oder ein „Bedeutungsgewebe“, wie Clifford Geertz es nennt.

Kultur hat somit auch keine klaren und eindeutigen Abgrenzungen. Es gibt immer Vermischungen. Oder, wie Edward W. Said es formuliert: „Alle Kulturen sind hybrid; keine ist rein.“ Wenn daher von „Kulturgrenzen“ gesprochen wird, dann in dem Sinne, dass die Wirkungsmächtigkeit von kulturellen Normen und Diskursen innerhalb einer Gemeinschaft variiert. In der Regel werden diese im Zentrum einer jeweiligen Gemeinschaft stärker und nachhaltiger, an ihren Rändern hingegen deutlich schwächer wirksam. Hier überlagern sich solche Normen und Diskurse vermehrt mit anderen kulturellen Einflüssen. Es ist daher zielführend, Grenzen weniger als eindeutige, klar definierte Trennlinien denn als überlappende, miteinander kommunizierende Räume zu denken.

Aber noch einmal zurück zur Metapher des Ineinanderfließens: Ilija Trojanow und Ranjit Hoskote greifen sie in ihrem Buch „Kampfabsage. Kulturen bekämpfen sich nicht – sie fließen zusammen“ auf. Mit ihrem Werk stellen sie sich explizit gegen die bereits erwähnte umstrittene These von Huntington vom „Kampf der Kulturen“.

Anhand des Bildes von der Quelle bzw. vom kleinen Bach, der sich unter demselben Namen irgendwann zu einem mächtigen Strome entwickelt, um sich dann in die Weltmeere zu ergießen, veranschaulichen sie ihre Vorstellung, wie Kulturen entstehen. Natürlich verändern sich diese Fließgewässer bei jedem Zusammenfluss. Manches wird zurückgelassen – etwa auch die Namen der kleineren Bäche und Flüsse –, Anderes kommt hinzu, es vermischt sich und reichert sich an. Neues entsteht. Dieser Zyklus wiederholt sich unzählige Male, bis schließlich das Wasser das Meer erreicht und in das gemeinsame Ganze einfließt.

Dort ist der Kreislauf jedoch nicht beendet, sondern beginnt von vorne: Wasser verdunstet, es wird woanders wieder abgeregnet und bildet neuerlich eine Quelle, welche zu einem Bach, später vielleicht zu einem Fluss anwächst. Wiederum werden Dinge auf dem Weg zurückgelassen, andere integriert. Auch wenn die Ergebnisse immer wieder ähnliche sein mögen,